

ACHIM AURNHAMMER

Gottlieb Konrad Pfeffel und Johann Georg Jacobi

Eine Dichterfreundschaft am Oberrhein um 1800

Gottlieb Konrad Pfeffel und Johann Georg Jacobi Eine Dichterfreundschaft am Oberrhein um 1800

Seinen Nachruf auf Gottlieb Konrad Pfeffel, erschienen am 3. Mai 1809 in der *Freiburger Zeitung*, schließt Franz Xaver Schnetzler mit dem Wunsch: »Möge eine Meisterhand den Verewigten als Mensch und Dichter schildern; meinem Herzen thut es wohl, eine anspruchslose Blume auf sein Grab gelegt zu haben.«¹ Dieser Wunsch liest sich wie eine Ankündigung von Johann Georg Jacobis ausführlichem Nachruf *Über Pfeffel*. Zusammen mit *Pfeffels letztem Geschenk für die Iris*, einer kleinen Auswahl von Gedichten, beschließt er die *Iris für das Jahr 1810*.² In diesem Nachruf, als persönliche Epistel an den Bruder Friedrich Heinrich Jacobi gehalten, setzt Jacobi nicht nur dem Toten, sondern auch ihrer Freundschaft ein bleibendes literarisches Denkmal.

Tatsächlich ist die Freundschaft zwischen Johann Georg Jacobi und Gottlieb Konrad Pfeffel für das kulturelle und literarische Leben am Oberrhein um 1800 von großer Bedeutung. Jacobi, seit 1784 als erster Protestant an die Universität Freiburg berufen, lernte Pfeffel im Jahre 1785 bei Goethes Schwager Johann Georg Schlosser in Emmendingen kennen.³

Die Dichterfreundschaft zwischen Pfeffel und Jacobi ist noch nicht systematisch, sondern nur ansatzweise erforscht,⁴ obgleich sie gut dokumentiert ist: zum einen durch den Briefwechsel, bislang allerdings nur lückenhaft ediert, zum anderen durch mehrere wechselseitige Widmungsgedichte sowie poetische Episteln und zum dritten durch den ausführlichen Nachruf Jacobis auf Pfeffel. Wenn ich im Folgenden die Dichterfreundschaft würdige, stütze ich mich auf diese Quellen, vornehmlich auf den Briefwechsel, dessen kritische Edition ich derzeit vorbereite. Aus der Zeit zwischen 1787 und 1809 sind 38 Briefe Pfeffels an seinen Freiburger Freund überliefert; sie werden in der

1 Schnetzler 1809, 382.

2 [Pfeffel] 1810, 299–309; Jacobi 1810, 312–328.

3 Zu Jacobi in Freiburg und seinem oberrheinischen Freundeskreis vgl. Paul Malthan 1972, Aurnhammer/Klein 2001 und Aurnhammer 2002. Jacobi und Pfeffel beteiligten sich an der Circularkorrespondenz, die Schlosser initiierte und die politisch-aktuelle Fragen wie nach einem stehenden Heer im Umlauf erörterte. Die Circularkorrespondenz verband Korrespondenten in Frankreich (Pfeffel, Lerse, Lucé), der Schweiz (Lavater), Baden (Schlosser) und Vorderösterreich (Jacobi). Sie stellte daher ein wichtiges Medium für die internationale Verständigung aufklärerischer Geister am Oberrhein dar.

4 Lauterwasser 1986, bes. 128–130 (»Johann Georg Jacobi – der Busenfreund aus Freiburg«), bleibt ganz äußerlich und knapp.

Universitätsbibliothek Freiburg verwahrt; während die frühen Briefe Jacobis an Pfeffel verloren sind, tauchten die verschollen geglaubten 85 Briefe von 1799 bis 1808 im Jahre 2005 im Handel auf und wurden vom Deutschen Literaturarchiv Marbach erworben. Rechnet man den erheblichen Verlust von Briefen ein, dürfte das überlieferte *Corpus* nur etwa die Hälfte der tatsächlichen Korrespondenz darstellen, die wohl an die 300 Briefe und Gegenbriefe umfaßte. Damit stellt der Jacobi-Pfeffel-Briefwechsel – nach dem epochalen Briefwechsel mit seinem Freund und Förderer Johann Wilhelm Ludwig Gleim – die zweitwichtigste Korrespondenz in Jacobis großem Briefwerk dar.

Den Briefen zwischen Pfeffel und Jacobi ist nicht nur die Signatur einer persönlichen Freundschaft eingeschrieben, sondern auch die einer Epoche, genauer: die Signatur einer seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entstandenen Freundschaftskultur aus dem Geist der Empfindsamkeit. Daß für die Literatur der Empfindsamkeit der persönliche Brief geradezu die Rolle einer konstitutiven, theoretisch fundierten⁵ Leitgattung erfüllt, hat die Forschung in zahlreichen Studien nachgewiesen.⁶ Die in neueren Studien vornehmlich anhand der bekannten Briefwechsel Klopstocks, Gleims oder Gellerts, des wohl einflußreichsten Brieftheoretikers des 18. Jahrhunderts,⁷ herausgearbeiteten Charakteristika empfindsamer Briefkultur – eine »inszenierte Emotionalität«,⁸ eine »gewollt[e] und programmatisch eingefordert[e]«⁹ Intimität, kurz: der Widerspruch zwischen Formelhaftigkeit und (fingierter) Authentizität,¹⁰ – treffen, wie zu zeigen sein wird, auch auf die zum Teil deutlich später verfaßten Briefe zwischen Jacobi und Pfeffel zu. Was diesen Briefwechsel jedoch zu einem besonderen kulturgeschichtlichen Dokument werden läßt, ist die Tatsache, daß mit ihm die Freundschaft der Briefpartner, die sich um die Jahrhundertwende mit der Unzeitgemäßheit ihrer eigenen kulturellen und ästhetischen Vorstellungen konfrontiert sehen, zunehmend in einem bewußten Akt der gemeinsamen Ablehnung der Gegenwart gepflegt, gefestigt und inszeniert

5 Einen guten Überblick über die zahlreichen brieftheoretischen Konzepte der Zeit bietet die von Ebrecht, Nörtemann und Schwarz 1990 besorgte Textsammlung. Zu Johann Georg Jacobis Brieftheorie vgl. ebd., 133–136.

6 Grundlegend nach wie vor Rasch 1936, Trunz 1950 und Trunz 1956. Die umfangreiche neuere Literatur ist ausführlich aufgearbeitet bei Nickisch 1991 und Reinlein 2003 (zum Forschungsstand bes. 14–26).

7 Vgl. Arto-Haumacher 1995.

8 Reinlein 2003, 103.

9 Vellusig 2000, 63.

10 Vgl. Anton 1995, passim. Bereits Rasch 1936, 195f., nimmt diese »Doppelgesichtigkeit« der empfindsamen Briefkultur zur Kenntnis und weist nachdrücklich auf die Literarizität und ihren damit verbundenen (modern gesprochen) performativen Charakter hin: »Die Briefe nämlich sind keineswegs als reine und unmittelbare Aussprache des persönlichen inneren Lebens zu verstehen; sondern sie sind in hohem Maße Literatur [...].« Es sei wichtig zu erkennen, »daß dieser ganze Freundschaftskult nicht nur der Briefe sich bedient, sondern ganz wesentlich in Briefen vor sich geht, und zwar eben in Briefen, die nicht lediglich unmittelbare Seelendokumente sind, sondern vielfach eine bestimmte und bewußte poetische Stilisierung und an Vorbildern geschulte literarische Formung zeigen«.

wird. Nicht zuletzt das Bewußtsein, in einer solchen Schicksalsgemeinschaft zu stehen, und das gesteigerte Bedürfnis, den brieflichen Austausch im Sinne einer intellektuellen und emotionalen Selbstbehauptung zu funktionalisieren, haben die Basis für die zum Ende ihres Lebens hin immer innigere Freundschaft zwischen Pfeffel und Jacobi geschaffen. Zugleich läßt sich an diesem Briefwechsel einmal mehr die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als signifikantes kulturelles Phänomen – nicht erst der Moderne, sondern bereits des 18. Jahrhunderts – illustrieren.

Die folgende Darstellung verfolgt daher zwei vordringliche Erkenntnisziele: Zunächst möchte ich die Freundschaft periodisieren. Dazu werde ich die Formen des persönlichen Umgangs und die Gesprächsthemen erläutern und mit Pfeffels Widmungsgedichten an Jacobi korrelieren, zumal diese das jeweilige Stadium der Freundschaft reflektieren und kommentieren; sie sollen als öffentliche Freundschaftsdokumente die Deutung der intimen Korrespondenz ergänzen. Schließlich soll die geistesgeschichtliche Faktur des Briefgesprächs zwischen Jacobi und Pfeffel bestimmt und bedacht werden, inwieweit die Dichterfreundschaft Rückschlüsse auf die südwestdeutsche Aufklärung ermöglicht.

1. Periodisierung

Die Beziehung zwischen Jacobi und Pfeffel läßt sich in ihren Stadien anhand der Korrespondenz, der Anredeformen und Themen sowie der wechselseitigen Widmungsgedichte gut nachzeichnen. Sie läßt sich grob in drei Phasen gliedern.

a) *Anfangsphase*

Die Anfangsphase, die bis etwa 1790 dauert, setzt genau genommen schon vor der persönlichen Bekanntschaft ein. So hatte nämlich bereits im Jahre 1780 Wilhelm Heinse seinem Freund Jacobi von »einigen himmlischen Tagen« berichtet, die er bei Schlosser »und dem wackeren blinden Pfeffel verlebt« habe.¹¹ Als Jacobi im Jahre 1784 als Professor der Schönen Künste an die vorderösterreichische Universität Freiburg berufen wurde, befreundete er sich mit Johann Georg Schlosser und lernte in dessen gastlichem Hause in Emmendingen bald auch Pfeffel kennen. Jacobis Aufnahme in den Schlosser-Kreis dokumentiert eine Gedicht-Anthologie *Auserlesener Lieder von Johann Georg Jacobi*, die Schlosser 1784 herausgegeben und dem »Hofrath Pfeffel in Colmar« gewidmet hatte. So war Jacobis freundschaftliche Beziehung zu Pfeffel als Teil eines Triumvirats öffentlich bekannt.

¹¹ Zit. nach Schupp 1989, 126.

Das Widmungsgedicht *Die Scheere der Atropos*, das Pfeffel 1786 »An den Herrn Professor Jacobi in Freyburg« adressierte,¹² zeigt einerseits in der förmlichen Dedikation wie andererseits in dem vertraulichen Incipit eine von Respekt und Freundschaft gleichermaßen geprägte Beziehung:

Freund, der den Söhnen und den Töchtern
 Der horchenden Germania
 Und allen kommenden Geschlechtern,
 Die Hackbrett und Harmonika
 Mit ihren Ohren nicht vermengen,
 Vom schlaun Sohn der Zypria,
 In hundert reizenden Gesängen,
 So manchen Schwank erzehlet hat:
 Darf ich an deinen Arm mich hängen,
 Und dir auf einem Epheublatt
 Von ihm ein rauhes Liedchen blasen?

Mit der Anrede »Freund« einsetzend, bittet Pfeffel den apostrophierten Jacobi, ihm seinen Arm zu leihen. Das periphrastische Lob preist den Freund als Nationaldichter von überzeitlicher Bedeutung, rückt ihn aber unverkennbar in die repetitive Tradition der anakreontisch-leichten Muse (»In hundert reizenden Gesängen«, »manchen Schwank«). Mit dem »Epheublatt«, dem klassischen Treue-Symbol, und der eigenen, weniger glatten Variation des Amor-Themas (»von ihm ein rauhes Liedchen«) signalisiert Pfeffel dem neuen Freund seine Anhänglichkeit. Pfeffels Widmungsgedicht liefert eine heiterernste mythologische Ätiologie für die Blindheit Amors: nach Pfeffel eine Strafe dafür, daß Amor aus Rache für den unzeitigen Tod eines Hirtenmädchens der Parze Atropos die Schere stahl. Darauf hätten die Götter Themis, der vormals blinden Göttin der Gerechtigkeit, die Augenbinde weggenommen und sie Amor umgebunden: Die Folgen beschreibt der pessimistische Schluß des Erzählgedichts:

[...] Der arme Tropf [scil. Amor]
 Schleicht nun im Finstern an den Wänden.
 Der Zufall bloß lenkt sein Geschütz,
 Und Themis lässt sich durch den Blitz
 Des Golds die offenen Augen blenden.

Amor, nun zum »arme[n] Tropf« und »Schleicher« depraviert, den nur noch »Zufall« leitet, flankiert die bestechlich gewordene Göttin der Gerechtigkeit, die, von der Augenbinde befreit, aufs »Gold« schießt. Das Thema, das Pfeffel vorgeblich aus »der goldnen Zeit« geborgt hat, ist mehr als nur eine Hommage; es fordert den Adressaten zu einer ästhetischen Korrektur auf: Pfeffels spielerische Abwertung von Jacobis leitendem ästhetischen Prinzip, personifiziert in Amor, und der komplementäre Hinweis auf die Ungerechtigkeit in

12 Wieder in Pfeffel 1803, 173–177.

der wirklichen Welt läßt sich als Aufforderung verstehen, den anakreontischen Amor zu verabschieden und sich mit aufklärerischem Impetus dem Sozialen zuzuwenden.

Die Freundschaft bekräftigten regelmäßige wechselseitige Besuche. Nachdem Jacobi am 20. September 1785 erstmals Pfeffel in Colmar seine Aufwartung gemacht hatte, wie der Eintrag in Pfeffels Fremdenbuch zeigt,¹³ besuchten sich beide Dichter wechselseitig mindestens einmal jährlich, meist an Pfingsten. Ohne Tenbrucks Unterscheidung zwischen personalisierten und institutionalisiert-ritualisierten Freundschaften übernehmen zu wollen,¹⁴ sind diese Besuche zunehmend ritualisiert: Man traf sich am »diesseitigen Rheinufer«, wo sich die Freunde »einander wechselweise nach Freyburg oder nach Colmar abholten«. In seiner retrospektiven Beschreibung vergegenwärtigt Jacobi diese Zusammentreffen in einem szenischen Erzählen, in dem das Hinauszögern der Begegnung fast amourösen Charakter gewinnt:

Welch ein Augenblick dann, wenn vor dem Gasthofe der Wagen des früher angekommenen Freundes schon da stand, und die Deichsel, zu der meinigen hingekehrt, mich die ganze Seligkeit eines solchen freundlichen Begegnens auf dem Wege durchs Leben fühlen ließ! Und nun, wenn ich seinen Brudergruß hörte, in seinen Armen war!¹⁵

Über die Besuche selbst sind wir umrißhaft informiert: Jacobis Nachruf und briefliche Reminiszenzen skizzieren den äußerlich gleichförmigen Ablauf der Freundestreffen: In literarästhetischen Diskussionen stellte der Gast jeweils seine neuen Gedichte vor, der Gastgeber kritisierte, die Abende gehörten dagegen »vertrauten Gesprächen«. Obgleich die »Tage des Beysammenseins« Jacobi beglückten, preist er neben dem »Ideen-Tausch« ausdrücklich den »Nachgenuß« der Begegnungen.¹⁶ In ihrem kritisch-freundschaftlichen Doppelcharakter entsprechen die Treffen der Freunde dem Briefgespräch, das sie über den Rhein hinweg führen.

b) *Übergangsphase*

In einer Übergangsphase zwischen 1790 und 1797 war der Kontakt zwischen Pfeffel und Jacobi merklich eingeschränkt. Diese Phase fällt zusammen mit politischen und privaten Veränderungen im Leben der Freunde: einerseits mit Pfeffels Unglück, der 1792 infolge des revolutionären Regiments gezwungen war, seine Kadettenanstalt zu schließen, und einen großen Teil seines Vermögens einbüßte, andererseits mit Jacobis persönlichem Glück, der 1790 die katholische Dienstmagd Maria Ursula Müller heiratete und 1792 Vater eines Sohnes wurde. Zudem beeinträchtigte der Reichskrieg mit dem republi-

13 Vgl. Pfannenschmid 1892, 298–302.

14 Vgl. Tenbruck 1964.

15 Jacobi 1810, 313.

16 Ebd., 314.

kanischen Frankreich die Freundschaft erheblich. Diese Phase der Beziehung ist relativ schlecht dokumentiert, da nur wenige Briefe überliefert sind. Beide Schriftsteller, welche anfangs die Revolution in Frankreich begrüßt hatten, distanzierten sich bald von dem französischen Terreur-Regime. Doch ließ sich in dieser Zeit wohl kaum offen politisch diskutieren, um so mehr suchte man sich in weltanschaulichen Fragen einander zu versichern.

Beispiel dafür ist Pfeffels Widmungsgedicht *Der Phönix* aus dem Jahre 1796, erneut förmlich »An Herrn Professor Jakobi in Freyburg« adressiert. Das strophisch nicht gegliederte jambische Erzählgedicht wirkt in seinen wechselnden Hebungszahlen, seiner unregelmäßigen Reimbindung und den charakteristischen männlichen Zäsuren prosanah. Es kombiniert Fabel und mythopoetisch verbräunte Satire, wenn es Minervens Kauz im Dialog mit dem Vogel Phönix die Unsterblichkeit in Abrede stellen läßt. Denn Minervens Kauz, ein komisches Zerrbild der »Eule der Minerva«, parodiert unverkennbar Kant, demzufolge die Unsterblichkeit der Seele nicht logisch zu beweisen ist:¹⁷

[...] Der Kauz fuhr fort, erkläre mir,
Was gründet deinen Wahn von einem andern Leben?
Ich fodre stets Beweis. Den kann ich dir,
Versetzt der Phönix, wohl nicht geben;
Denn was man fühlt, beweist sich nicht;
Und ein Gefühl, das laut wie ein Orakel spricht,
Sagt mir, ich werde nicht vergehen.
Hier steckt er mit heitrer Zuversicht
Den Holzstoß an und ruft: auf Wiedersehen! (V. 8–16)

In einem abschließenden Kreuzreim, der scheinbar die Funktion des Epimythions einer Fabel hat, apostrophiert Pfeffer den Widmungsempfänger:

Der Phönix, lieber Freund, philosophirte schlecht,
Allein er wußte froh zu sterben,
Und wer nicht fühlt wie er, hat wie mich dünkt, kein Recht,
Ihm seine Freude zu verderben. (V. 17–20)

Gerade in dieser Übergangsphase wird eine Art überkonfessionelle Gefühlsreligion für den Schlosser-Kreis wie für die Freundschaft zwischen Jacobi und Pfeffer zum entscheidenden Bindeglied. Diese Gefühlsreligion verwahrt sich ebenso gegen jeden Konfessionalismus wie gegen jeden kruden Materialismus und die Verabsolutierung der Vernunft. Insofern sucht Pfeffer mit seinem zweiten Widmungsgedicht, Jacobi an die maßgebliche Grundlage ihrer Freundschaft zu erinnern. Jacobi teilte zwar die Vorbehalte gegen Kant, wie er seinem Freund immer wieder bekannte, äußerte sie aber nicht so unverblümt wie Pfeffer.¹⁸

17 Pfeffer 1796/1803.

18 So bat Johann Georg Jacobi am 12. April 1800 aus Freiburg brieflich Pfeffer um Verständnis dafür, daß er dessen epigrammatische Kant-Kritik aus Rücksicht auf seinen Bruder Friedrich Heinrich nicht in das »Überflüssige Taschenbuch auf das Jahr 1800« aufgenommen

c) *Herzbrüder im Alter*

Die letzte Phase der Freundschaft, die von 1797 bis zu Pfeffels Tod dauerte, charakterisiert eine neue Familiarität und Intimität. Sie wurde begünstigt durch veränderte politische Rahmenbedingungen: Die Sehnsucht nach Frieden, welche die Freundeskorrespondenz um 1800 bestimmt, erfüllte sich mit den Friedensverhandlungen von Campo Formio (1797) und Rastatt (1798), bestätigt im Frieden von Lunéville 1801. Die Gefährdung der eigenen Person, der Pfeffel unter dem republikanischen Regime ausgesetzt war, wich einer gewissen Saturiertheit im napoleonischen Frankreich. Zudem besserten sich Pfeffels ökonomische Verhältnisse, nachdem er 1799 Kreisschulinspektor und 1801 *Secrétaire interprète* der Colmarer Präfektur geworden war, bevor ihm 1806 Kaiser Napoleon sogar eine Jahrespension gewährte. Auch ging der Übergang Vorderösterreichs an das Haus Baden, bei dem Jacobi eine politisch integrative Funktion zukam, relativ problemlos vonstatten.

Mit Pfeffels Besuch bei der Familie Jacobi in Freiburg Ende August 1797 wandelte sich der respektvolle Umgang in eine familiäre Duz-Freundschaft. Seit diesem Zeitpunkt spielen die Familienangehörigen beider Dichter eine zunehmend bedeutende Rolle in der Korrespondenz: Bereits der erste Brief, den Pfeffel nach der Duz-Freundschaft an »[s]einen theuren Freund und Bruder« richtet, bezieht beide Familien ein:

Vorgestern Abends, mein theurer Freund und Bruder, kam ich mit meinen Gefährten glücklich bey den Meinigen an. [...] Da mußte ich nun Tag vor Tag meine Reise erzählen und auf sechs Fragen zugleich antworten. Mein theurer Jacobi und seine mir so lieb gewordene Marie sind ihnen nun so bekannt als ob mein ganzer Zirkel die Reise mitgemacht hätte, und gestern versammelte man sich zum zweytenmal auf meiner Stube und verlangte eine Wiederholung der bereits wiederholten und freute sich meiner genoßenen Freuden.¹⁹

Ähnlich sentimental erinnert sich Jacobi an die Besuche beim Freund in Colmar: »Ich fühlte, daß ich reicher wegging, als ich gekommen war; indem ich nun eigentlich zu deiner Familie gehöre, die mir zuvor weniger bekannt war, u. mich zu jeder Tageszeit in deine Wohnung hin gedenken u. mit Euch leben kann.«²⁰

Die neue Freundschaftsphase zeigt sich in geänderten Anredeformen: Verwandtschaftsbeziehungen charakterisieren nun die größere Nähe zum Freund (»liebster Freund und Bruder«, »lieber Bruder«) und zu dessen Familie. So mahnt Pfeffel sogar Marie Jacobi ausdrücklich »wegen des feierlich schüchter-

men habe: »Dein Epigramm über die neueste Philosophie wirst du vermissen. Ich mußt es weglassen aus Schonung gegen meinen Bruder, welcher sich des Taschenbuchs mit großem Eifer angenommen hat, u. in seiner Vorrede zwar über den Missbrauch der kantischen Philosophie spottet, aber dem System selber das Wort redet.«

19 Gottlieb Konrad Pfeffel an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 07.09.1797.

20 Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 01.06.1801.

nen Tones [...], in dem Sie mit mir sprechen. Nicht also, meine Marie! Wenn Sie meine Freundin und Schwester sein wollen.«²¹ Auch die Abschiedsfloekeln bezeugen die neue Form familialer Zärtlichkeit: »zärtlichste Grüße und Küsse an euch alle« oder »Wir umarmen brüderlich u. schwesterlich dich u. die deinigen«,²² später fast stereotyp: »Wir umarmen Dich u. die Deinigen«, dann variierend: »von ganzer Seele«, »mit der innigsten Liebe« oder »mit der treuesten Zärtlichkeit«, lauten Jacobis Abschiedsgrüße.²³ Pfeffer grüßt seinerseits namentlich »dich und unsere Marie und Fritzchen«²⁴ (3. März 1801) oder schließt mit den Worten »Lebe wohl, Du Bester, wir umarmen dich, unsere theure Marie und den Lieben Kleinen von ganzer Seele.«²⁵ Und der »bundsmäßige [] Besuch« schließt in der dritten Phase ausdrücklich die Familien ein.²⁶

Die Integration der Familie in das neue Verwandtschaftsgefühl bezeugt auch Pfeffels mythologisierendes Widmungsgedicht *Das Hirtenmädchen* aus dem Jahre 1801, das Jacobi in den ersten Jahrgang seiner Freiburger *Iris für das Jahr 1803* einrückte.²⁷ Anders als bei den beiden vorgängigen Widmungsdichtungen handelt es sich nicht um einen mittelbaren Freundschaftsbeweis, sondern um ein persönliches Schlüsselgedicht auf Jacobis 25 Jahre jüngere Ehefrau Marie Müller, die Tochter des Klostermetzgers von Sankt Peter, die als Kind Ziegen gehütet hatte. Zudem verknüpft Pfeffels Dichtergedicht in einer intertextuellen Hommage Leben und Dichtung, indem es in Widmung und Geschehen an Jacobis Singspiel *Phädon und Naide* anknüpft. Dort schließt das naive Hirtenmädchen Naide die Ehe mit dem älteren Phädon, nachdem sie erkannt hat, daß die Warnung des »redenden Lorbeerbaums« vor der Verbindung nicht Apollos Stimme war, sondern ein Priesterbetrug. Pfeffer widmet Jacobis Stoff biographisch um. Er übernimmt Jacobis bukolische Szenerie, die er durch einfache Lexik, impersonale Fügungen (»Es sah« [V. 3], »Es pflückte« [V. 6]) und Antonomasien auratisiert, und nutzt sie als »Setting« zur synkretistischen Kombination eines antiken Orakels und der biblischen Verkündigung von Christi Geburt: Pfeffels *Hirtenmädchen*, in dem sich leicht Maria Müller erkennen läßt, begegnet wirklich der Gott Apollo. Und es ist der als Hirte verkleidete Gott Apoll, welcher der »holde[n] Schäferin« (V. 14) den Bund mit einem gelehrten Mann prophezeit:

21 Gottlieb Konrad Pfeffer an Marie Jacobi, Colmar, den 20.05.1802.

22 Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffer, Freiburg, den 03.05.1801.

23 Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffer, Freiburg, den 08.06.1800, den 07.08.1800, den 22.05.1803 und den 24.08.1804.

24 Gottlieb Konrad Pfeffer an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 03.03.1801.

25 Gottlieb Konrad Pfeffer an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 13.01.1803. – Vgl. auch den noch empfindsameren Abschied: »Lebt wohl, meine theuersten, besten Freunde, meine Frau und Kinder umarmen euch samt Frizchen mit mir so heiß und so zärtlich als ihr je umarmt wurdet.« (Gottlieb Konrad Pfeffer an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 11.06.1801.)

26 Vgl. Gottlieb Konrad Pfeffer an Johann Georg Jacobi, Freiburg, den 03.06.1802.

27 Pfeffer 1801/1803.

An eines Weisen Hand wirst du in der Kamönen
 Geweihten Hain hinüber gehen,
 Und hat er deinem Geist des Großen und des Schönen
 Erhabnes Siegel aufgedrückt
 Wird, wie Pygmalion von seinem Werk entzückt,
 Der Edle dich mit Amors Myrthen krönen. (V. 20–25)

Nachdem Apoll die göttliche Wahrheit der Verkündigung durch seine Epiphanie im Strahlenkranz bekräftigt, folgt die so instruierte »Hirtin« »einer Lyra Klang« ins Tal, wo sie der Zauberton in einen Musenhain führt:

Sie rafft sich auf, und folgt mit leisem Schritte
 Dem Zauberton in einem Säulengang
 Von schlanken Pinien, in deren Mitte
 Ein Liebling des Apolls der Liebe Glück besang,
 Der Liebe, die vom Himmel stammet,
 Und nur ein reines Herz entflammet.
 Kaum sieht er sie, so eilt er auf sie zu:
 Du bist es, ruft er, o Naide! Du,
 Die schon so oft am Seherquell der Musen
 Mir, als der holden Unschuld Bild,
 Im Traum erschien. Sie sank an seinen Busen,
 Und das Orakel ward erfüllt.²⁸

An dem Schluß des Gedichts, das die unstandesgemäße ›Treppenheirat‹ und Pygmalion-Ehe Jacobis zur göttlichen Fügung überhöht, hatte der Widmungsempfänger seinen Anteil. Am 22. August 1801 dankt Jacobi seinem Freund Pfeffel auch im Namen seiner Frau wärmstens für das persönliche Widmungsgedicht:

Es würde mir schwer fallen, zu sagen, wer von uns beyden, Marie oder ich, über dein *Hirtentädchen* sich mehr gefreut hat, über diese liebliche Dichtung, die uns so nahe angeht. Auch weiß ich nicht, ob ich mehr die Erfindung oder die Darstellung loben soll. Welch ein frisches Colorit! Wie alles so lebendig vor einem steht!! Mit Worten können wir nicht dafür danken, sondern nur deine Hand drücken u. mit der innigsten Zärtlichkeit dich umarmen.²⁹

Unmittelbar danach wechselt der Dank zur professionellen Kritik des sprachlich-metrisch versierten Dichters. So erbat sich Jacobi von Pfeffel eine Revision des ursprünglichen Schlusses:

Außerdem finde ich in dem Verse: »Du bist es, rief er aus, du bist es, du« eine gewisse Leere. Die Art der Wiederholung scheint mir nicht die Empfindung zu verstärken. Lieber wäre mir: »Naide! rief er aus, du bist es, du« oder, mit Weglassung des: *rief er aus*: »Du bist es, O Naide, du«. Auf diese Weise gäbe der Dichter dem Hirtentädchen gleich seinen neuen *Dichter-Namen* u. weihte sie gleichsam damit ein zu ihrer künftigen

28 Pfeffel 1801/1803, hier: V. 33–44.

29 Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 22.08.1801.

Bestimmung. Sodann erhält das Gedicht ein doppeltes Interesse, wenn die Anspielung gleich auffällt. Aus dieser Ursache wär' es vielleicht nicht übel, wenn du zu der Aufschrift setztest: *Dem Verfäßer von Phädon und Naide gewidmet*. Doch hängt dieses, so wie die obige vorgeschlagene Veränderung, von deinem eignen Gefühl ab u. muß einzig u. allein davon abhängen.

Die Druckfassung zeigt: Pfeffel kam der Bitte des Freundes nach, behielt aber die Inquit-Formel – nun allerdings im Präsens – bei.

Auch der literarästhetische Austausch intensivierte sich in der Phase der Altersfreundschaft. Pfeffel bittet Jacobi regelmäßig um Beiträge für den von ihm bei Cotta mitherausgegebenen Musenalmanach *Flora*, während Jacobi seinerseits Pfeffel um Gaben für seine Freiburger *Iris* ersucht. Die wechselseitigen Verständigungen bleiben in ihrem Charakter ähnlich: Da die Kritik meist nur einzelne Verse oder Textstellen betrifft, bekundet sie immer auch die poetische Ebenbürtigkeit der Korrespondenten. So äußert Pfeffel seine doppelte Freude »einmal über die klassische Schönheit [...] deiner Lieder und dann über die Verbesserungen, welche die meinigen deinem Zartgefühl verdanken«. ³⁰ Zugleich versichert man sich so und durch einhellige kritische Bemerkungen über fremde Dichtungen (wie zu Schiller, ³¹ Seume ³² oder Hebel ³³) eines traditionellen Literaturgeschmacks, dessen man sich in Deutschland sonst keineswegs mehr sicher sein konnte. Das Gefühl, einer »altmodischen« Stilrichtung und Dichtungstradition anzugehören, die gegen die genialische Originalität und reine Formkunst ohne Erlebnisgehalt den geselligen Bezug setzt, bestimmt ebenfalls den Briefwechsel. ³⁴ So wendet sich Pfeffel aus aufklärerischer Überzeugung entschieden gegen die romantische Gespenstermode: »Mit Hexereien, Gespenstern und Wagesprüngen, so wie sie itzt Mode sind werde ich mich nie abgeben. Das moralische Gefühl zu läu-

30 Gottlieb Konrad Pfeffel an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 11.06.1801.

31 Schillers Jungfrau von Orleans: »Schillers Jungfrau von Orleans habe ich noch nicht gelesen, werde sie aber von Schnetzler bekommen. Ich weiß zum voraus, daß die Verdrehung der wahren Geschichte mich darinn nicht weniger beleidigen wird als dich. Selbst in der Beurteilung alter griechischer Fabeln stöhr dasjenige mein Vergnügen, was dem allgemein bekannten, von allen Dichtern auf gleiche Art erzählten, offenbar widerspricht.« (Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 20.02.1802.)

32 »[Seumes Gedichte] haben oft harte Verse u. etwas rohes im Ausdruck; aber es ist doch eine herrliche Poesie darinn, eine Fülle von starken u. originellen Gedanken!« (Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 14.11.1801.)

33 »Ueber Hebels Gedichte wirst du keine geringere Freude haben, als ich. Beyliegend ein Aufsatz, den ich, zu ihrer Empfehlung, auf Schnetzlers Bitte, dem hiesigen Intelligenzblatte gab.« (Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 10.03.1803.)

34 Auch die Reisebeschreibungen von Friederike Brun und Heinse, die Jacobi schätzt, passen in das Geschmacksprofil, das insgesamt deutlich an den vorromantischen Maßstäben orientiert ist: »Von den Reisebeschreibungen der Frieder. Brun, der ungenannten Dame u. des genialischen Heinse bin ich ziemlich gewiß, daß sie dir gefallen werden. Auf dein Urtheil über das ganze bin ich sehr begierig.« (Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 06.11.1804.)

tern und zu erhöhen ist mein Zweck und dazu scheinen mir die Hausmittel die tauglichsten.«³⁵

2. Geistesgeschichtliche Einordnung

Das Gefühl, eine Freundschaft gegen die Zeit zu führen, bestimmt den Briefwechsel zwischen Jacobi und Pfeffel im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Es zeigt sich nicht nur im verstärkten Familiengefühl, sondern auch in einer offenen Thematisierung körperlichen Leidens. Immer wieder klagt Jacobi über »Hämorrhoiden«-Beschwerden und »Katharr«, Pfeffel leidet an Rheuma. Die Wertschätzung des brüderlichen Weggefährten wird zudem durch die intellektuelle Vereinsamung kontrastiv verstärkt: »Überdies fehlt es mir hier ganz an kritischen Freunden«, klagt etwa Pfeffel seinem Freund.³⁶ Daher empfindet man den Briefwechsel immer mehr als unvollkommenes Surrogat tatsächlicher Begegnungen. Im Wissen, manches könne »nur Arm in Arm geschehen«,³⁷ wünscht sich Pfeffel häufigere Begegnungen³⁸ und erhofft sich von der Nähe des Freundes Inspiration und Steigerung des Selbstgefühls: »Wäre ich bei Dir so würde ich doch endlich etwas besseres daraus machen können.«³⁹

Wie Pfeffel vermisst auch Jacobi die Nähe des Freundes⁴⁰ und sehnt sich ein Treffen herbei,⁴¹ von dem er sich wie Pfeffel eine Stärkung seines Schaffenstriebs erhofft: »Einen Tag nur sollte ich mit dir zusammen seyn, du Bester! Das würde meinem Geist einen neuen Schwung geben.«⁴²

Charakteristisch für das Gefühl, einer untergehenden Zeit anzugehören, ist die große Rolle, welche die Trauer über den Tod von Freunden und Familienangehörigen im Briefwechsel einnimmt. Entscheidender Höhe- und Wendepunkt in der Korrespondenz und Freundschaft zwischen Jacobi und Pfeffel ist der Tod ihres gemeinsamen Freundes Schlosser, der am 17. Oktober 1799 in Frankfurt starb.

35 Gottlieb Konrad Pfeffel an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 11.02.1798.

36 Gottlieb Konrad Pfeffel an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 07.08.1798.

37 Ebd.

38 »O warum könnten wir nicht monatlich ein einiges Stündchen zusammen seyn und unsere Ideen und Gefühle gegen einander auswechseln?« (Gottlieb Konrad Pfeffel an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 14.04.1801.)

39 Gottlieb Konrad Pfeffel an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 03.02.1803. Vgl. auch Johann Georg Jacobis Bekenntnis: »Immer rechnete ich auf eine mündliche Unterredung mit dir, denn ich habe so viel auf dem Herzen« (Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 07.08.1800).

40 »Ach! Über wie manche Materie dieser Art hätte ich mit dir zu sprechen, wenn uns der Himmel nur Einmal wieder zusammen führte!« (Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 12.04.1800.)

41 »Gebe Gott, dass ich dich bald wirklich in meinen Armen halte!« (Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 22.05.1800.)

42 Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 08.06.1800.

Ich schreibe dir, lieber Bruder, mit einem feurigen Dolch im Herzen.

Diesen Morgen erhielt meine Tochter Caroline die Nachricht, für die ich kein Beywort finde, dass unser theurer *Schlosser* am 17. dieses Abends durch ein hitziges Brustfieber uns entrissen worden. [...] Ich weiß nicht, ob ich der erste Trauerbote bey euch bin; aber das weiß ich, daß niemand, rein niemand, euch den Abschied dieses Edeln, Großen, Unvergeßlichen, mit einem tiefern Gefühl seines Verlusts ankünden kann. Die Zeitläufte haben seit mehreren Monaten unsern Briefwechsel gehemmt; jetzt aber muß ich das Stillschweigen brechen; ich muß einen Theil meiner Thränen in deinen Busen ausschütten; ich muß dir sagen – ach was kann ich dir sagen, was anders als – daß dir und mir kein Wesen unter dem Himmel unsern Schlosser ersetzen kann. Warum ward ich aufbehalten auch um diesen jüngern Bruder zu weinen! In meiner ganzen Familie ist niemand, der nicht mit mir weint [...].

Lebe wohl, lieber Bruder, mit unserer theuren Marie, die ich mit dir an mein zermalmtes Herz presse.

Ewig Euer

Pfeffel.⁴³

Allein die wiederholte Abfolge des Modalverbs ›müssen‹ im anrührenden Mittelteil sowie die Widersprüche (›ich weiß nicht [...]; aber das weiß ich‹), Satzbrüche und Neuansätze bilden die Verzweiflung des Briefschreibers sprachlich ab. Diese Emotionalisierung der Korrespondenz, welche mit der zunehmenden Erfahrung von Leid am eigenen Leib oder in der nächsten Nähe, Trauer und Kondolenz einhergeht, prägt die Altersbriefe von Jacobi und Pfeffel.

Die mangelnde öffentliche Reaktion auf den Tod Schlossers bestärkt die Freunde in ihrer Zeitkritik: »An dem bisherigen Stillschweigen über Schlosser [...] sind die Kantianer schuld. Ein Theil unserer Schriftsteller gehört zu ihnen, u. andre fürchten sich vor dieser aufgeblasnen, äußerst intoleranten Secte [...].«⁴⁴

Jacobi weiß sich mit Pfeffel um so mehr eins, als dieser ein wortkarges Epitaph *Auf Schlossers Grab* dichtet:⁴⁵ »Nur meinen Dank noch für dein Blümchen auf Schloßers Grab. Deine Klage wird jeden rühren, der an diesem Grabe zu trauern würdig ist.«⁴⁶

Aber auch Todesfälle in der Verwandtschaft und Nachbarschaft werden mit großer Anteilnahme geschildert.⁴⁷ Der Brieffreund wird in der Kondolenz zum wichtigen Halt. So klagt Pfeffel nach dem Tod seiner Schwiegertochter:

43 Gottlieb Konrad Pfeffel an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 29.10.1799.

44 Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 16.10.1800.

45 Gottlieb Konrad Pfeffel: *Auf Schlossers Grab*

Ein Blümchen nur, (auf meinem Herzen dorrt
Das Blümchen) leg ich auf dein Grab,
Mein Bruder, ach! Mein Schmerz hat keine Worte,
Und keine Zeit wischt meine Thränen ab.

In: Pfeffel 1805, 56.

46 Johann Georg Jacobi an Gottlieb Konrad Pfeffel, Freiburg, den 22.05.1800.

47 »[I]ch konnte nur noch ihre fühllosen Hände küssen u. mit Thränen benetzen.« (Gottlieb Konrad Pfeffel an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 03.03.1801.)

»Nachrichten von dieser Art, bedürfen keines Zusatzes zumal für Freunde wie du und unsere Marie. O Lieber! Es giebt unter dem Himmel keine schwerere Kunst als die Kunst zu überleben.«⁴⁸

So ist der Briefwechsel zwischen Pfeffel und Jacobi, gerade in der Phase der Altersfreundschaft, ein wichtiges Dokument für den säkularen Umbruch im deutschen Südwesten, aber auch ein überzeitliches Dokument. Die alternden Freunde unterschiedlicher Provenienz, hier der empfindsame Anacreontiker, dort der demokratische Moralist, halten – obwohl in ihren politischen Hoffnungen enttäuscht und in ästhetischen Fragen überholt – an den Idealen des 18. Jahrhunderts fest. Auch wenn sie in ihrem übernationalen und überkonfessionellen aufgeklärten Wirken einer vergangenen Epoche angehören, sind ihre Altersbriefe bedeutende Zeugnisse der ›conditio humana‹: Sie sind vom Wissen geprägt, daß Leiden und Mitleiden die wesentlichen Merkmale des Humanen sind.

Zieht man Jacobis epochalen empfindsamen Briefwechsel mit Gleim vergleichend heran, sieht man, wie sich die schwärmerische Haltung, die empfindsame Selbst- und Fremdstilisierung, das prosimetrische Spiel mit amourösen Themen und die Zukunftsoffenheit in ein resignatives Gefühl der Beschränkung, der Entsagung und in ein fortgesetztes Abschiednehmen vom Leben gewandelt haben. Für den alten Jacobi wird – nicht zuletzt mit der gemeinsamen Trauer über Schlossers Tod im Jahre 1799 – die Freundschaft mit Pfeffel zu einer Schicksalsgemeinschaft. Die Freundschaft dient nicht mehr nur einem wechselseitigen Fördern, sondern vor allem einer verwandtschaftlichen Anteilnahme am Leben der Anderen. Den familiären und zutiefst menschlichen Ton bezeugt Pfeffels letzter Brief an Jacobi, wenige Wochen vor seinem Tod geschrieben. Er wirkt in der gefaßten Lakonik der letzten Worte auch nach 200 Jahren noch anrührend:

Colmar den 11^{ten} April 1809.

Noch immer, lieber Bruder, liege ich sehr krank darnieder. Meine Leiden sind unaussprechlich. In die Länge werde ich es nicht aushalten können. Unser guter Schnetzer hat sich nicht sehen lassen. Und so war ich ganz ohne Nachrichten von Euch.

Die letzte Stanze der Fetischschlange werde ich also beibehalten. Deine übrigen Correcturen, lieber Bruder, habe ich noch nicht nachsehen können, stümme aber allen bei.

Wird es besser mit mir, so schreibe ich ein Mehreres. Heute ist es mir unmöglich mehr zu sagen.

Lebe wohl, mein Theurer Bruder! ich umarme dich mir unserer guten Marie und segne den redlichen Fritz von ganzer Seele.

Pfeffel.

48 Gottlieb Konrad Pfeffel an Johann Georg Jacobi, Colmar, den 18.06.1801.

Literaturverzeichnis

Quellen

- Gottlieb Konrad Pfeffel's *Fremdenbuch mit biographischen und culturgeschichtlichen Erläuterungen*. Hg. v. H[eino] Pfannenschmid. Colmar 1892.
- Jacobi, Johann Georg: *Über Pfeffel*. In: *Iris* 1810, 312–328.
- Pfeffel, Gottlieb Konrad.: *Poetische Versuche*. Bd. 1–10. Tübingen 1802–1810.
- Ders.: *Das Hirtenmädchen. Dem Verfasser von Phädon und Naide gewidmet* [1801]. In: *Iris für das Jahr 1803*, 246–249. Wieder in: Pfeffel 1805, 53f.
- Ders.: *Der Phönix* [1796]. In: *Poetische Versuche*. Bd. 6. Tübingen 1803, 11.
- [Pfeffel, Gottlieb Konrad]: *Pfeffels letztes Geschenk für die Iris*. In: *Iris* 1810, 299–309.
- Schnetzler, F[ranz] X[aver]: *Freyburg, den 1. May*. In: *Freiburger Zeitung* v. 03.05.1809, 382.

Darstellungen

- Anton, Annette C.: *Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1995.
- Arto-Haumacher, Rafael: *Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur*. Wiesbaden 1995.
- Aurnhammer, Achim: *Vom Freundschaftsbund zur Lesegesellschaft. Literarische Zirkel um Johann Georg Jacobi zwischen 1784 und 1814*. In: *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800*. Hg. v. Achim Aurnhammer u. Wilhelm Kühlmann. Freiburg 2002 [= *Literarisches Leben im deutschen Südwesten. Ein Grundriß I*], 247–266.
- Ders./Klein, C.J. Andreas: *Johann Georg Jacobi in Freiburg und sein oberrheinischer Dichterkreis 1784–1814. Katalog zur Ausstellung des Deutschen Seminars der Universität Freiburg in Zusammenarbeit mit der Goethe-Gesellschaft Freiburg i.Br. und der Universitätsbibliothek Freiburg i.Br. vom 31. Mai bis zum 14. Juli 2000*. Freiburg i.Br. ²2001 [= *Schriften der Universitätsbibliothek* 25].
- Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*. Hg. v. Angelika Ebrecht u.a. Stuttgart 1990.
- Lauterwasser, Walter: *Ein Franzose in Deutschland. G.C. Pfeffels literarische Beziehungen zum deutschsprachigen Raum*. In: *Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809). Satiriker und Philanthrop. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe in Zusammenarbeit mit der Stadt Colmar* (Ausstellungskatalog. Hg. v. d. Badischen Landesbibliothek). Karlsruhe 1986, 119–134.
- Malthan, Paul: *Johann Georg Jacobi und sein oberrheinischer Freundeskreis*. In: *Ekkart. Jahrbuch für das Badner Land* 1972, 64–72.
- Nickisch, Reinhard M.G.: *Brief*. Stuttgart 1991 [= *Sammlung Metzler* 260].

- Rasch, Wolfdietrich: *Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts. Vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock*. Halle/Saale 1936 [= Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Buchreihe 21].
- Reinlein, Tanja: *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale*. Würzburg 2003 [= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft 455].
- Schupp, Renate: *Schlossers gastliches Haus: Emmendingen 1774–1787*. In: *Johann Georg Schlosser (1739–1799). Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek und des Generallandesarchivs Karlsruhe*. Hg. v. der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Karlsruhe 1989, 114–137.
- Tenbruck, Friedrich: *Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16 (1964), 431–456.
- Trunz, Erich: *Seelische Kultur: Über zwischenmenschliche Beziehungen im Schrifttum der Goethezeit*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 24 (1950), 214–242. Wieder in: Ders.: *Weltbild und Dichtung im Zeitalter Goethes. Acht Studien*. Weimar 1983 [= Schriften der Goethe-Gesellschaft 63], 9–39.
- Ders.: *Die Sprache der Freundschaft und der Liebe. Meta Klopstock, geb. Moller, in ihren Briefen*. In: *Meta Klopstock. Briefwechsel mit Klopstock, ihren Verwandten und Freunden*. Bd. 3. Hg. v. Hermann Tiemann. Hamburg 1956, 955–974. Wieder in: Ders.: *Weltbild und Dichtung im Zeitalter Goethes. Acht Studien*. Weimar 1983 [= Schriften der Goethe-Gesellschaft 63], 40–58.
- Vellusig, Robert: *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien u.a. 2000 [= Literatur und Leben 54].



*Gottlieb Conrad Pfeffel. Kupferstich nach einem »Bildniss des Verfassers von seinem Freunde
[Jean-Jacques] Karpff nach der Natur gezeichnet».
In: G.C. Pfeffel: Poetische Versuche. Achter Theil. Tübingen (Cotta) 1805*